FOTOS: RETO SCHLATTER, MARTIAL TREZZINI / KEYSTONE, PASCAL MORA, URS FLÜELER / KEYSTONE

Die Schweiz im Corona-Jahr 2020. Oben links: Das Zürcher Central während des Lockdowns im April. Oben rechts: Eine behelfsmässige Leichenhalle im November in Genf. Unten links: Letzte Einkäufe vor Weihnachten in Zürich. Unten rechts: Die erste Corona-Impfung am 23. Dezember in einem Altersheim in Luzern.

Gesellschaft ist, dann ist die Schweiz in der zweiten Welle durchgefallen. Dabei haben wir bis jetzt weder eine harte Ausgangssperre noch einen dramatischen Wirtschaftseinbruch über uns ergehen lassen müssen. Die Bewohner anderer Länder mussten grössere Opfer erbringen, um ihre alten und vulnerablen Mitmenschen zu schützen. Offenbar aber ist die Grenze des Zumutbaren bei uns früher erreicht. Aus historischer Sicht kommt das nicht überraschend.

Die Geschichte der modernen Schweiz ist dadurch gekennzeichnet, dass globale Krisen meist wie Gewitterstürme am Horizont an ihr vorbeigezogen sind. Der Weltgeist schien uns, wenn es um echte Dramen ging, die Rolle des teilnehmenden Beobachters zugewiesen zu haben. Wir waren oft nahe dran, aber nie mitten drin. Das Leben hierzulande mochte weniger intensiv sein, dafür schien es sturmfest. Spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich in der Schweiz die Überzeugung eingenistet: Krisen sind etwas fürs Ausland.

Im Laufe der Zeit gab es immer wieder Gelegenheiten, das Privileg des Verschontseins bestätigt zu sehen. Sogar nach der Jahrtausendwende, als Krisen wieder gehäufter auftraten und näher kamen, hat die Schweiz schwere Erschütterungen fast nur als Zaungast miterlebt. Frankreich wurde vom Terror und Italien von Staatsschulden erdrückt, uns ging es gut. Wie viel Glück dabei im Spiel war, und wie viel diskretes Geschick es in entscheidenden Momenten brauchte, um Schlimmeres zu verhindern, liess sich leicht verdrängen. Vorsicht und Dankbarkeit wichen der Überheblichkeit.

Geschah es ausnahmsweise doch, dass eine Krisenwelle auf helvetische Gefilde zurollte, wie 2008 beim Beinahe-Bankrott der UBS, schafften es eingespielte Akteure aus verschiedenen Institutionen wie der Nationalbank, der Bundesverwaltung und der Finanzindustrie, den Schaden sofort einzudämmen und der Gesellschaft schmerzhafte Folgen zu ersparen.

Auch zu Beginn der Corona-Pandemie funktionierte die wirtschaftspolitische Feuerwehr hervorragend. Und es war die vielgescholtene Bankenlobby, die mit dem Bund in kürzester Zeit ein unbürokratisches Kreditprogramm in die Wege leitete, um die wirtschaftlichen Konsequenzen des ersten Lockdowns im Frühling abzufedern. Nur vermochte die krisenerprobte Finanzelite unter den Bedingungen einer Pandemie nicht zu verhindern, dass die Krise diesmal auf die ganze Gesellschaft übergriff.

Wir sind keine Insel der Seligen, ausgestattet mit einer eingeölten Politmaschine, die jedes laute Tosen in ein leises Lüftchen verwandelt.

Wie sehr fehlende Krisenerfahrung die Reaktionsfähigkeit der Schweiz auf das Coronavirus erschwerte, zeigte sich zuerst darin, dass es im Bereich der öffentlichen Gesundheit an eingespielten Führungspersönlichkeiten aus verschiedenen Institutionen fehlte. Dabei waren Pandemiewarnungen nichts Neues. Nur hatte man aus früheren Vorfällen die falschen Lehren gezogen. Nach der glimpflich verlaufenen Vogel- und Schweinegrippe wurden Politik und Verwaltung mit Vorwürfen eingedeckt, sie hätten überreagiert und unnötig Geld an die Pharmaindustrie verschleudert. Das Tamiflu-Pflichtlager des Bundes sorgte noch 2014 für Skandalmeldungen und dürfte dazu beigetragen haben, dass im BAG und im Bundesrat Anfang des Jahres trotz Warnungen einzelner Wissenschafter vor der Gefahr des Coronavirus die Einstellung vorherrschte: Nur nichts überstürzen und unnötig Panik schüren.

Als man die Gefahr endlich erkannte, gingen, wie Daniel Koch nach seiner Pensionierung freimütig einräumte, die Experten der «Eidgenössischen Kommission für Pandemievorbereitung», die den Bund vor und während einer Gesundheitskrise hätten beraten sollen, komplett vergessen. Bizarrerweise ward auch in der Folge keiner von ihnen je gehört oder gesehen. Um das Vakuum zu füllen, stampften die Schweizer Hochschulen in Eigenregie eine Science-Task-Force aus dem Boden.

Anders als es ihr militärischer Name suggeriert, hatte sie aber nichts zu entscheiden oder durchzusetzen, und für den Beratungsauftrag, den sie erhielt, waren manche ihrer Mitglieder schlecht vorbereitet. Zur Freude der Medien leisteten sie wissenschaftliche Politikberatung per Twitter im Ton empörter Oppositionspolitiker. Anstatt zu einer diskreten, aber effizienten Kooperation kam es zwischen Wissenschaft und Politik zu einem von Misstönen geprägten Hickhack grosser Egos, die sich nicht vertraut waren und sich nicht vertrauten. An den Folgen leidet die eidgenössische Krisenpolitik bis heute.

Ein zweites Zeichen für die fehlende Krisenerfahrung der Schweiz war der in Politik wie Gesellschaft überstarke Wunsch, nach dem ersten Lockdown möglichst schnell zur Normalität zurückzukehren. Wie kein anderes Land in Europa begab sich die Schweiz auf einen Lockerungstrip, der auch dann noch anhielt, als die Infektionszahlen wieder bedrohlich zu steigen begannen. Das mentale Bedürfnis, die Krise abzuschütteln, war grösser als die reale Erkenntnis, mit dem Virus weiterleben zu müssen.

Spätestens in dem Moment, als die Lage im Herbst aus dem Ruder lief, kam als drittes Zeichen die Flucht von Regierungspolitikern aus der Verantwortung hinzu. Hatten wir uns im Frühjahr unter der ruhigen Hand von Gesundheitsminister Alain Berset noch glücklich geschätzt, dass in der Schweiz keine «Spektakelpolitiker» mit autoritären Allüren wie Sebastian Kurz, Markus Söder oder Emmanuel Macron das Sagen hatten, mussten wir nun zusehen, wie sich Herren und Frauen Regierungsräte aus Deutschschweizer Kantonen, die bei den Lockerungsübungen noch zuvorderst mitgeturnt hatten, reihenweise klein machten, wo es die Situation doch erforderte, dass sie über sich hinauswachsen sollten.

Das Föderalismus-Mikado, das zwischen den Kantonshauptstädten und Bundesbern gespielt wurde – wer sich zuerst bewegt, verliert –, mag sich in normalen Zeiten zur Überwälzung von Kosten auf andere auszahlen. Doch in einer akuten Krise ist seine Wirkung verheerend. Was sich hier ereignete, war kein Versagen des Föderalismus, sondern ein Scheitern von Exekutivpolitikern, die sich noch nie in einer Krise haben bewähren müssen.

Wenn sich die Schweiz aus der Corona-Pandemie herausgekämpft hat, wird sie um einige Illusionen ärmer, aber auch um wertvolle Erfahrungen reicher sein. Wir sind keine Insel der Seligen, ausgestattet mit einer eingeölten Politmaschine, die jedes laute Tosen auf dem Meer in ein leises Lüftchen verwandelt. Die Schweiz ist in einer akuten Krise genauso verletzlich wie andere Länder. Umso mehr ist sie mit ihren besonderen Strukturen, geteilten Gewalten und vielfältigen Institutionen gefordert, sich in Normalzeiten für mögliche Gefahren rechtzeitig zu wappnen.

Caspar Hirschi

Caspar Hirschi, 45, ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen. Er ist regelmässiger Kolumnist der «NZZ am Sonntag» und Mitglied des wissenschaftlichen Beirats von «NZZ Geschichte».